

Was gut ist für Rolex, ist gut für Biel

Eine Milliarde Franken will Rolex im Kanton Freiburg investieren. Geht das ab vom Standort Biel? Im Gegenteil: Auch hier wird ausgebaut.

Tobias Graden

Ein komplett neuer Standort, eine Milliarde Franken Investitionen, ein Landbedarf mit der Fläche von zehn Fussballfeldern, 2000 neue Arbeitsplätze: Der Uhrenhersteller Rolex will in Bulle mit der grossen Kelle anrühren. Am Montag sind die Eckpunkte des nächsten Wachstumschritts von Rolex bekannt geworden, Radio Télévision Suisse (RTS) hatte zuerst berichtet.

Mit dem Neubauprojekt auf einem Areal entlang der Autobahn A12 würde Rolex zum grössten Arbeitgeber im Greyerzerland werden, wie die «Freiburger Nachrichten» berichten. Bislang ist dies der Maschinen- und Motorenhersteller Liebherr, der in Bulle 1500 Personen beschäftigt.

Der Kanton Freiburg hat sich noch nicht detailliert über die Pläne geäussert, seitens der als äusserst diskret bekannten Rolex gab es erst recht keine Kommunikation. Ein Grund dafür ist mit hin, dass der Verkauf der Landparzelle noch nicht vollzogen ist. Der Generalrat von Bulle wird am 12. Dezember darüber befinden. Verläuft alles nach Plan, ist laut RTS die Eröffnung des Standorts für das Jahr 2029 vorgesehen.

Fehr: «Das sind sehr gute Nachrichten!»

Bedeutet der Ausbau in Bulle einen Abbau in Biel? Solche Befürchtungen könnten aufkommen. Details zu den Plänen von Rolex sind zwar nicht bekannt, doch dürfte der neue Standort im Kanton Freiburg jenem in Biel nicht schaden, im Gegenteil. Stadtpräsident Erich Fehr (SP) jedenfalls freut sich: «Das sind sehr gute Nachrichten! Die grösste Uhrenmarke der Welt investiert in bedeutendem Umfang in ihre Zukunft.» Und das sei positiv für Biel: «Wenn Rolex wächst, braucht es auch mehr Uhrwerke, und diese kommen aus Biel.»

An dieser Stelle ist ein Blick auf Geschichte und Struktur von Rolex hilfreich. Bis 2004 war Rolex zwar eine Uhrenmarke, die aber von zwei juristisch unabhängigen Unternehmen gebaut wurde. Von der Bieler Manufac-



Noch ist hier grüne Wiese: Blick auf das Gelände an der A12 in Bulle, auf dem Rolex einen neuen Standort bauen will.

Bild: Keystone

ture des Montres Rolex SA kamen alle Uhrwerke. Die Genfer Rolex SA war zuständig für alles andere und war vertraglich verpflichtet, alle benötigten Werke in Biel zu kaufen. Geändert wurde dies erst 2004, als Rolex Genf geschätzte 2,5 Milliarden Franken in die Hand nahm, um die Uhrwerkfertigung in Biel zu kaufen. Was die Produktionsprozesse betrifft, so besteht die Struktur jedoch weiterhin: Die Rolex-Uhrwerke werden in Biel hergestellt, die anderen Bestandteile an mehreren Standorten in Genf.

Erich Fehr weist darauf hin, dass gemäss dem, was bekannt ist, die Rolex SA in Genf für das Neubauprojekt in Bulle zuständig ist. Mit Fug und Recht darf also daraus geschlossen werden, dass dieses den Standort Biel nicht direkt tangiert. Hinzu kommt, dass der spektakuläre Ausbau in Biel, der 2012 eingeweiht wurde, nicht der letzte

Schritt war: Auch im Bözingenfeld wächst Rolex weiter. Plausibler ist also, dass Aktivitäten von Genf nach Bulle gezügelt werden – oder dass Rolex in Bulle Standorte zentralisiert, hat das Unternehmen doch neben den bekannten in Les Acacias und Plan-les-Ouates noch weitere in der Westschweiz.

Biel hätte eine so grosse Fläche gar nicht

Gleichwohl: Könnte Rolex nicht in Biel noch weiter ausbauen statt in Bulle? Mehrere Überlegungen lassen die Verneinung dieser Frage durchaus nachvollziehbar erscheinen. Da ist zum einen der Flächenbedarf: Im Freiburgerischen will Rolex eine Parzelle von 100 000 Quadratmetern Fläche erwerben. Das wäre in Biel gar nicht möglich: «Auf dem Gebiet der Einwohnergemeinde Biel hat es kein zusammenhängendes baureifes Land in

diesem Umfang», sagt Stadtpräsident Fehr.

Zum andern ist die Situation auf dem Arbeitsmarkt zu beachten. Offenbar geht Rolex davon aus, dass es in Bulle leichter sein wird, die geplanten 2000 Arbeitsplätze zu besetzen als in Genf oder Biel. Für diese Annahmen gibt es gute Gründe, denn der Arbeitskräftebedarf der Uhrenbranche für die nächsten Jahre ist hoch. Wie der Arbeitgeberverband der Schweizerischen Uhrenindustrie vor einigen Tagen mitteilte, wird die Branche bis 2026 «massiv Personal rekrutieren und Fachkräfte ausbilden» müssen. Gestützt auf eine Umfrage bei den Mitgliederfirmen wird ein Bedarf von fast 4000 Fachkräften genannt.

Anzumerken ist zwar, dass nicht jede Stelle in der Uhrenbranche hohe Qualifikationen erfordert. Gleichwohl dürfte für Rolex die Rekrutierung im Kanton

Freiburg leichter sein als in den Uhrenstädten Genf und Biel, wo die Branche bereits jetzt auch auf viele Grenzgänger angewiesen ist. Hinzu kommt, dass sich Bulle allgemein auf Wachstum einstellt, es wird auch entsprechend Wohnraum gebaut. Das dürfte auf längere Sicht auch hier so sein: «Mittel- bis langfristig sind wir zuversichtlich, dass zusammen mit der Industrie auch das Arbeitskräfteangebot in Biel mitwächst – so wie schon in den vergangenen Jahren», sagt Erich Fehr.

Mehrere Monate auf eine neue Uhr warten

Insgesamt ist die Nachricht vom Rolex-Neubau ein positives Zeichen für die hiesige Uhrenindustrie – zumindest für die Marken im Luxussegment. Dieses verzeichnet nämlich anhaltendes Wachstum, wie den Statistiken des Verbands der Schweizeri-

schen Uhrenindustrie FH zu entnehmen ist. Genaue Zahlen sind nicht bekannt, doch gilt Rolex als mit Abstand grösste Marke, was Umsatzzahlen betrifft. Der Umsatz wird auf 8 Milliarden Franken geschätzt, wobei das Unternehmen, das mutmasslich etwa eine Million Uhren pro Jahr herstellt, als hoch profitabel gilt. Obwohl Rolex die Preise in diesem Jahr deutlich erhöht hat, muss sich weiterhin gedulden, wer einen Zeitmesser mit dem ikonischen Kronen-Logo erstehen will: Die Wartezeiten für neue Uhren betragen in der Regel mindestens mehrere Monate.

Die positiven Aussichten gelten für die etablierten Uhrenmarken allgemein: «Trotz Inflation, geopolitischen Unsicherheiten und hohen Energiekosten: Wir sind zuversichtlich», sagt FH-Präsident Jean-Daniel Pasche, «insgesamt geht es der Branche gut.»

Wortsalat

«Schweizerisch, sonst veraltend»: Wie Wörter sterben

Viel Ruhm und Ehre winkt der Person, die die fehlenden Wörter erfindet, nämlich die Worte, die das Weltgeschehen treffend beschreiben. Impfdurchbruch, systemrelevant, Klimajugend, Doppeladler und #metoo sind solche Sprachschöpfungen. Es handelt sich hierbei um die fünf Begriffe, die in den letzten fünf Jahren jeweils zum Deutschschweizer Wort des Jahres gekürt wurden. Bald steht die Kür für das Jahr 2022 an, und wir dürfen gespannt sein, welcher Begriff die aktuelle helvetische Befindlichkeit auf den Punkt bringt.

In der Praxis des Redaktionsalltags beschäftigen wir uns al-

lerdings recht wenig mit dem Erfinden von Wörtern, sondern eher mit der gegenteiligen Frage: Wann ist ein Wort tot? Und zwar so tot, dass wir es der Leserschaft nicht mehr zumuten und also auch nicht mehr ins Blatt setzen dürfen?

Der Duden, das Standardwerk der deutschen Sprache, streicht mit jeder neuen Auflage Begriffe aus dem Wortschatz. Bei der letzten, der 28. Auflage, waren es 300 Wörter. Dazu gehörte die Vorführdame (heute: das Model), die Kammerjungfer oder der Fernsprechanschluss. Leider erhalten diese Begriffe kein ordentliches Begräbnis und

auch keine Abdankung. Sie verschwinden einfach. Das ist unpraktisch, denn so können wir auch nicht nachschlagen, ob das betreffende Wort bereits gestorben ist.

Um den Tod eines Wortes festzustellen, behelfen wir uns im BT mit Wikipedia. So diskutierten wir kürzlich bei der Abschlussredaktion, ob wir das Wort Mobilfon noch verwenden dürfen. Eine Schnellsuche bei Wikipedia ergab, dass der Eintrag hierzu letztmals im Jahr 2005 geändert wurde. Das reicht als Hinweis, dass sich niemand mehr ernsthaft mit diesem Begriff auseinandersetzt – ein totes Wort also.

Die erste Stufe auf dem Weg zum Worttod ist der ergänzende Eintrag «veraltend» im Duden. Das ist sozusagen die grammatikalische Palliativstation. Wenn kein Wunder geschieht, stirbt dieser Begriff. Dazu gehört etwa der Ränkeschmied. Heute bezeichnet man solche Personen als Intriganten.

Erstaunlich häufig ergänzt der Duden die vom Aussterben bedrohten Wörter mit einem weiteren Zusatz, den man aus Schweizer Sicht wahlweise als arrogant oder als diskriminierend bezeichnen darf. Er lautet: «schweizerisch, sonst veraltend». Dazu gehören etwa das Billett und der Kondukteur, obligatorische Be-

standteile jeglicher Reise mit der SBB. Vielleicht hält sich darum im grossen Kanton hartnäckig die Auffassung, in der Schweiz sei man rückständig. Denn in Deutschland reist man mit Fahrchein und Zugteam – falls der ICE nicht gerade wegen technischer Probleme ausfällt.

Weder DB-Fahrscheine noch SBB-Billette benötigte die amerikanische Dichterin Emily Dickinson (1830–1886). Zwar gab es an ihrem Wohnort Amherst, Massachusetts, ab dem Jahr 1853 eine Bahnverbindung. Doch verliess die menschenscheue Literatin kaum je ihr Zimmer. Dort erschuf sie einige der wundervollsten Ge-

dichte der englischen Sprache. Eines widmet sich auch dem Tod von Wörtern. Es lautet übersetzt: «Ein Wort ist tot, wenn es gesagt ist, sagen einige. Ich sage, es beginnt gerade zu leben an diesem Tag.»



Matthias Knecht
matthias.knecht@bielertagblatt.ch

Info: Matthias Knecht ist eidg. dipl. Wortbestatter. Er schreibt über Sinn und Unsinn in der deutschen Sprache.